

Partizipative Forschung und Beteiligung in pädagogischen Handlungsfeldern

Gemeinsame Erfahrungen und Herausforderungen

In diesem Schwerpunkt zu Beteiligung und Selbstorganisation werden zahlreiche Perspektiven und Aspekte zu dem Themenfeld beschrieben und diskutiert. Partizipation und Beteiligung werden in sozialpädagogischen Kontexten in der Regel arbeitsfeldbezogen betrachtet. So wird auch in diesem Heft Beteiligung z.B. aus der Sicht der Kinder- und Jugendhilfe sowie der Hilfe für junge Geflüchtete und der Behindertenhilfe erörtert. Gleichzeitig wird Beteiligung akteursbezogen eingeordnet: So geht es um Fragen, wie Beteiligung durch Fachkräfte ermöglicht, in Institutionen verankert, von Fachverbänden eingefordert und zu deren Verwirklichung sensibilisiert sowie schließlich von Adressat_innen der Sozialen Arbeit wahrgenommen und ausgeübt werden kann.



Katharina Mangold *1979

Studium der Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik an der Universität Tübingen, seit 2011 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim
katharina.mangold@uni-hildesheim.de



Tanja Rusack *1984

Diplompädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim, Schwerpunkt Kinder- und Jugendhilfe
tanja.rusack@uni-hildesheim.de



Severine Thomas *1972

Diplom-Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin, Diplom Sozialmanagement, seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Care Leaver, Partizipation in sozialen Organisationen
severine.thomas@uni-hildesheim.de

Abstract / Das Wichtigste in Kürze Partizipative Forschung etabliert sich langsam, aber stetig als ein Forschungsansatz unter anderen. Dabei sind partizipative Forschungsprojekte mit Herausforderungen konfrontiert, die auch aus partizipativen Projekten in der sozialpädagogischen Praxis bekannt sind. Hier kann somit ein Voneinanderlernen stattfinden.

Keywords / Stichworte Partizipative Forschung, Selbstreflexion, Herausforderungen von Beteiligung

Diese Beitrag zu partizipativer Forschung legt einen weiteren Fokus auf die Beteiligung von Adressat_innen, Fachkräften und/oder anderen Personen in sozialpädagogischen Handlungsfeldern. Beteiligung gewinnt auch im wissenschaftlichen Kontext immer mehr an Bedeutung. Sie unterstreicht die Idee, dass die Analyse und Erkenntnis von sozialen Problemen und die Gewinnung neuer Erkenntnisse von der Perspektive sogenannter Betroffener besonders profitiert. „Nicht Forschung über Menschen und auch nicht für Menschen, sondern Forschung mit Menschen – dies ist der Anspruch und die grundlegende erkenntnistheoretische Position von partizipativer Forschung“ (Bergold/Thomas, 2010, S. 333, Herv. i. O.). Es geht also darum, soziale Wirklichkeit partnerschaftlich zu erforschen und zu beeinflussen (vgl. Unger 2014). Dabei gibt es unterschiedliche Abstufungen von Beteiligung und somit des Einbezugs von Co- oder Peer-Forscher_innen – also Forscher_innen, die andere Akteur_innen in einer ähnlichen oder gleichen Lebenssituation, einer ähnlichen Community oder aus einem ähnlichen institutionellen Setting untersuchen (vgl. von Unger 2014, S. 41). Diese reichen von einer bloßen Beteiligung bei der Datenerhebung bis hin zur gemeinsamen Planung der Forschungsfrage, des Vorhabens, der Entwicklung der Erhebungsinstrumente, des Organisierens des Forschungsprozesses bis hin zur gemeinsamen Datenanalyse und der Präsentation der Ergebnisse auf Tagungen oder in Fachzeitschriften (Holland et al. 2010, S. 369).

Mit partizipativer Forschung ist eine doppelte Zielsetzung verbunden: „Die Beteiligung von gesellschaftlichen Akteuren als Co-Forscher/innen sowie Maßnahmen zur individuellen und kollektiven Selbstbefähigung und Ermächtigung der Partner/innen (Empowerment)“ (Unger 2014, S. 1). Durch den partizipativen Ansatz können auch „eher marginalisierte [...] Stimmen“ (Hagemann-White 2016, S. 26) an der Forschung beteiligt sein und Selbstwirksamkeit erfahren. Bereits der Forschungsprozess unter einer solchen Leitidee widmet sich somit einer Verhältnisbestimmung zwischen Forschenden und Co-Forschenden, die auch nahtlos anschlussfähig ist an Überlegungen zu dem Verhältnis von Partizipation und pädagogischem Handeln. Somit können partizipativ Forschende und sozialpädagogische Fachkräfte, die in ihren Arbeitskontexten Beteiligung verwirklichen (möchten), voneinander lernen.

Eine partizipative Vorgehensweise in der Forschung wirft ähnliche Fragen auf wie die Verwirklichung von Partizipation in (sozial)pädagogischen Handlungsfeldern, z.B. wenn in pädagogischen Institutionen oder innerhalb einzelner Projekte Adressat_innen beteiligt werden sollen:

- Welche Rolle haben die zu Beteiligten in dem Projekt?
- Wann soll Partizipation in dem Prozess einsetzen?
- Wie und wie weit kann Beteiligung ermöglicht werden?
- Welche ethischen Fragen sind an den partizipativen Prozess geknüpft?

Sofern es sich nicht um Formate der Selbstorganisation handelt, werden partizipative Forschung oder pädagogische Beteiligungsprojekte stets durch die Initiator_innen gerahmt und bis zu einem gewissen Grad auch gesteuert. Das relativiert die Beteiligungsidee zwar, kann aber im Prozess nie vollständig aufgelöst werden. Unter Umständen ist das auch nicht das Ziel von partizipativer Forschung oder Beteiligung in der sozialpädagogischen Praxis. Dennoch ist genau dieser schmale Grat zwischen Beteiligung und weniger ausgeprägten Formen der Einbeziehung sowohl im pädagogischen als auch im Forschungsalltag kontinuierlich zu überprüfen und das wohlgemeinte Anliegen der Partizipation kritisch – im Idealfall partizipativ – zu würdigen und immer wieder auf seine Möglichkeiten und Grenzen hin auszuloten. Diese kontinuierliche Selbstreflexivität ist eine Voraussetzung für einen gelingenden Beteiligungsprozess.

Alter Schuh oder neuer Trend?

Partizipation und Beteiligung sind weder in der sozialpädagogischen Praxis noch in der sozialwissenschaftlichen Forschung eine neue Vorgehensweise. Sowohl die UN-Kinderrechtskonvention von 1989 als auch der 8. Kinder- und Jugendbericht (BMFSFJ 1990) weisen deutlich in Richtung Beteiligung und Partizipation, welche auch im Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) rechtlich verankert ist. In der Forschung knüpft die Forderung nach mehr Beteiligung

und Partizipation in Deutschland an Traditionen der Aktionsforschung der 1970er Jahre an (vgl. Unger et al. 2007, S. 13). Der Grundanspruch von Aktionsforschung besteht darin, „sozialwissenschaftliche Forschung für sozialemanzipatorische und demokratiefördernde Zwecke nutzbar zu machen“ (Unger 2014, S. 13) und somit eine konkrete gesellschaftliche Veränderung voranzutreiben (vgl. Bergold/Thomas 2010, S. 333). Im Gegensatz zur Aktionsforschung gibt es in der partizipativen Forschung „einen Wechsel der Schwerpunktsetzung von der Betonung des Handlungs- und Veränderungsaspektes hin zu der gemeinsamen Gestaltung von Forschung“ (Bergold/Thomas 2012, S. 8). Partizipative Ansätze zielen letztlich zwar auch auf die Generierung gesellschaftlich relevanter Forschungsergebnisse, sie begrenzen sich jedoch nicht auf Fragestellungen, die eine besonders einfache Transformation sozialer Praxis versprechen. Sie haben den Anspruch, auch in der sogenannten Grundlagenforschung zusammen mit nicht-akademischen Akteur_innen zu forschen. Gleichzeitig soll durch deren Beteiligung nicht die Kompetenz professionell akademisch Forschender infrage gestellt werden (vgl. Holland et al. 2010, S. 371). Die Co-Forscher_innen ersetzen nicht die Arbeit der Wissenschaftler_innen, sondern ergänzen diese und bilden ein gemeinsames Forscher_innenteam. Die Verantwortung für das Forschungsprojekt und für den -prozess liegt dabei immer und jederzeit bei den Forscher_innen. Die Methodologie partizipativer Forschungsansätze zielt darauf ab, unterschiedliche Perspektiven füreinander fruchtbar zu machen (Spyrou 2011). Während die Aktionsforschung also eher auf die gesellschaftspolitischen Veränderungsprozesse fokussierte und versuchte Akteure zu beteiligen und zu engagieren, sind Ansätze der partizipativen Forschung an der Perspektive der Akteur_innen ausgerichtet.

Aktuell lässt sich im deutschsprachigen Raum ein Trend partizipativ angelegter Forschungsprojekte in verschiedenen Bereichen verzeichnen, vor allem im Kontext von Public Health (vgl. Bär et al. 2012; International Collaboration for Participatory Health Research 2013), aber auch Peer Research Projekte im Bereich der Jugendforschung lassen sich finden. In der deutschen Forschungslandschaft gibt es erste Schritte von Förderprogrammen in Richtung partizipative Forschung, zum Beispiel die Förderlinie „Förderung von bürgerwissenschaftlichen Vorhaben (Citizen Science)“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (www.bmbf.de). Hier werden explizit partizipative Forschungen gewünscht und pädagogische Einrichtungen, Fachberatungsstellen oder Selbsthilfeorganisationen sind in Kooperation mit wissenschaftlichen Einrichtungen selbst antragsberechtigt. Trotz dieser Bemühungen verschiedener Formen der Beteiligung an Wissensgenerierung und Forschung stellt Partizipative Forschung in der deutschen sozialwissenschaftlichen Forschung nach wie vor ein „Randphänomen“ dar.

Währenddessen existiert international zu „Participatory Research“ in der Kinder- und Jugendforschung eine breite Diskussion (vgl. Groundwater-Smith et al. 2015; Sanders/Munford 2002), auch wenn ebenso die Skepsis gegenüber Ergebnissen und methodischen Vorgehensweisen die Akzeptanz partizipativer Projekte erschwert (vgl. Lushey/Munro 2014).

Beteiligung als Wert in Forschung und pädagogischer Praxis unterliegt also gesellschaftspolitischen Strömungen und Akzeptanzfragen. Dabei ist die Forderung nach mehr Beteiligung keine neue Idee, jedoch lässt sich feststellen, dass sie wechselnde Konjunkturen erfährt (vgl. Fleming 2011) und die Verwirklichung strukturell hohen Anforderungen unterliegt (vgl. Wolff/Hartig 2013).

Herausforderungen partizipativer Forschung

Beispiele aus der Care-Leaver-Forschung (z.B. Projekt „Higher Education without family support“ oder Projekt „Rechte im Übergang – Begleitung und Beteiligung von Care Leavern“, s. www.forschungsnetzwerk-erziehungshilfen.de) zeigen, dass Beteiligung in der Forschung nicht immer geradlinig verläuft und Flexibilität sowie ein hohes Maß an Kommunikation erfordert.

Damit sind wir bei den zentralen Herausforderungen partizipativer Forschung – und auch von Beteiligungsprojekten in der pädagogischen Praxis: Zentral sei, so Bergold und Thomas (2012), die ständige Reflexion der Frage, „wer die Forschung in welcher Phase des Projektverlaufes kontrolliert“ (Bergold/Thomas 2012, Abs. 30). Aus ihrer Sicht ist Partizipation nur dann möglich, wenn eine tatsächliche Beteiligung an Entscheidungen im Verlauf des Projekts konzeptionell vorgesehen ist. Auch die Autor_innengruppe des Memorandums zur Partizipativen Forschung (2016) macht sich dafür stark, dass Co-Forscher_innen „an allen Entscheidungen des Forschungsprozesses beteiligt werden“ (o. S.) und zwar von Beginn des Prozesses an, also bereits bei der Ideenentwicklung und Antragstellung.

Dieser „hohe“ Anspruch nach vollständiger Beteiligung in allen Bereichen und zu allen Zeitpunkten ist zwar in seinem Vorsatz zu würdigen und verhindert eine „Alibi-Beteiligung“, jedoch wird sie damit, um nicht zu scheitern, gar nicht erst angestrebt. Damit werden jedoch Aktivitäten einer stärkeren Beteiligung in Forschungsprozesse und Wissensgenerierung, die bereits existent sind, abgewertet oder negiert. Dies lässt sich auch auf Beteiligungsprojekte in der sozialpädagogischen Praxis übertragen: Beteiligung darf nicht zum „Alibi“ werden, sondern bedarf einer aufrichtigen Haltung der Adressat_innen gegenüber. Beteiligung darf aber auch nicht an zu hohen Anforderungen scheitern.

Anders als sich möglicherweise zunächst vermuten lässt, stellt das gemeinsame Forschen und Wissen generieren in der partizipativen Forschung keine Arbeitsbelastung für die Forscher_in dar, sondern viel eher eine Verschiebung

der Arbeitsinhalte. Zwar werden die Daten möglicherweise von den Co-Forscher_innen erhoben und nicht von den Wissenschaftler_innen, aber hier bedarf es beispielsweise einer guten Vorbereitung und insbesondere einer Begleitung und Reflexion nach der Datenerhebung. Die Co-Forscher_innen dürfen nicht alleine gelassen werden, sondern benötigen Möglichkeiten der Be- und Verarbeitung im Forscher_innenteam. Die Autor_innengruppe Memorandum (2016) stellen heraus, dass für das Gelingen eines partizipativen Forschungsprojektes Coaching und Supervision unerlässlich sind. Sowohl Harding (2004) als auch Holland et al. (2010) betonen daher, dass Peer-Research ein zeit- und ressourcenaufwändiges Unterfangen darstellt und somit nicht als günstige Alternative zur Datengenerierung durch Wissenschaftler_innen zu verstehen ist. Zudem sind die Forschungs Kooperationen auf vertrauensvolle Beziehungen angewiesen, die zunächst über längere Zeit etabliert werden müssen.

Eine weitere Herausforderung stellt die bereits erwähnte Asymmetrie der Beziehung zwischen Wissenschaftler_in und Co-Forscher_in (bzw. zwischen pädagogischer Fachkraft und Adressat_in) dar. Diese Asymmetrie, die auch pädagogische Settings kennzeichnet, muss reflektiert und bearbeitet werden. Insbesondere über die „doppelte Zielsetzung“ partizipativer Forschungsansätze – also dem gleichzeitigen Anspruch Co-Forscher_innen an gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und Wissenserarbeitung zu beteiligen, sowie darüber Selbstermächtigung und Empowerment zu erzielen – findet diese Asymmetrie einen guten Nährboden. Mit dem Ziel der Selbstermächtigung der Co-Forscher_innen schwingt immer auch eine „Pädagogisierung“ mit, die die Asymmetrie verstärkt. Damit verbunden ist eine Machtungleichheit, die es zu thematisieren und zu reflektieren gilt. Gerade für die partizipative Forschung ermöglicht eine reflexive Auseinandersetzung mit der Frage „Wer ist für was Expert_in?“ ein Mehr an Erkenntnissen. Es geht also nicht darum das erzeugte Wissen in Konkurrenz oder Hierarchie zueinander zu setzen, sondern die verschiedenen Wissensformen und Erkenntnisse in ihrer Vielfalt abzubilden und zur Verfügung zu stellen. Damit verbunden gilt es für eine kontinuierliche Rollenklärung und Abstimmung der beteiligten Akteur_innen im Forschungsprozess zu sorgen. Dies kann schließlich auch als intensive Form der Reflexion im Forschungsprozess für den Erkenntnisgewinn und das Anstoßen von Entwicklungen fruchtbar sein – ist also nicht nur ein „höherer Aufwand“, sondern stellt einen engeren Bezug zwischen Forschung und Lebenswelten her.

Forschungsstil und pädagogische Haltung

Die Verwirklichung partizipativer Forschung weist, ähnlich wie auch von Beteiligungsprojekten in pädagogischen Kontexten, besondere Anforderungen auf. Gleichzeitig liegen in partizipativen Forschungsprojekten auch Chancen: Einerseits

für die Beteiligten selbst, weil die Ergebnisse für die Beteiligten eine hohe Bedeutsamkeit und Sinnhaftigkeit entfalten können; andererseits sind damit auch gesellschaftliche Nutzen verbunden. Die Wissenschaftsperspektive bringt anderes Wissen zum Vorschein als die der Akteure, welche als zu Beteiligende und damit in der Regel als „Betroffene“ adressiert werden. Es gilt alle Personen in ihrem Expertentum ernst zu nehmen und darüber neue Perspektiven und neues Wissen zu generieren. Die Wissenschaftsperspektive und die Betroffenenperspektive ergänzen sich und machen unterschiedliche Erkenntnisse und Aspekte sichtbar. Dies erfordert sowohl in Wissenschaft als auch in Praxis ein Umdenken im Umgang mit biografischem Wissen und „Betroffenenperspektiven“.

Die Forderung nach mehr Beteiligung – in Forschung wie in sozialpädagogischer Praxis – stellt aus unserer Perspektive nicht nur eine Konjunktur dar, sondern ist eng mit einer pädagogischen Haltung verknüpft, welche wir für notwendig erachten. Die Frage nach „Wieviel Beteiligung ist möglich und sinnvoll?“ lässt sich weder für die partizipative Forschung noch für die sozialpädagogische Praxis pauschal beantworten – allenfalls im Sinne eines „So viel wie möglich!“. Um dieses „So viel wie möglich“ umsetzen zu können, bedarf es eines ständigen Reflexionsprozesses, in dem die eigene Haltung und die Ziele des partizipativen Vorhabens überprüft, angepasst und diskutiert werden. Darüber hinaus braucht ein „So viel wie möglich“ gute Rahmenbedingungen, um Beteiligung zu ermöglichen. Beteiligung ist schließlich ein „Mehr“ an Ressourcen und Engagement - und nicht ein „Weniger“.

Kleine Schritte können dafür ein Anfang sein, um die Beteiligungskultur in Forschung und Praxis weiterzuentwickeln. In vielen Bereichen gibt es Expertisen (z.B. Träger mit Erfahrungen in Beteiligungsprojekten), die genutzt werden sollten. Neben einer kompletten Einbindung in alle Forschungsschritte ist alternativ oder parallel auch die Einrichtung eines Praxis- oder Betroffenenbeirats denkbar, die mit ihrer Expertise das Forschungsprojekt/ -team beraten. Unsere Erfahrungen im Bereich partizipativer Care Leaver Forschung (www.forschungsnetzwerk-erziehungshilfe.de) unterstreichen, wie wichtig Beteiligungsprojekte nicht nur für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, sondern auch für die Weiterentwicklung der Fachpraxis und politischen Diskurse sind. An den Impulsen, die aus diesen Prozessen für die Fachpraxis, für die politische Aufmerksamkeit auf junge Volljährige in der Kinder- und Jugendhilfe sowie für die Wissensgenerierung zur Lebenssituation von jungen Menschen hervorgegangen sind zeigt sich, dass Beteiligung zwar kein einfaches Unterfangen ist, aber ein notwendiges und sinnvolles. ❀

Literatur

AUTOR_INNENGRUPPE DES MEMORANDUMS ZUR PARTIZIPATIVEN FORSCHUNG (2016).

Partizipative Forschung – Memorandum. Online verfügbar unter: http://www.khsb-berlin.de/fileadmin/user_upload/Partizipative_Forschung_zum_Thema_sexualisierter_Gewalt_-_Memorandum.pdf (zuletzt abgerufen 24.01.2017)

BÄR, G., SCHAEFER, I. UND WRIGHT, M. (2012).

Umweltgerechtigkeit in der partizipativen Gesundheitsforschung.

Partizipative Implementation von Strategien zur Verringerung gesundheitlicher Ungleichheit. In: Bolte, G. u.a. (Hrsg.), *Umweltgerechtigkeit. Chancengleichheit bei Umwelt und Gesundheit: Konzepte, Datenlage und Handlungsperspektiven* (S. 295–306). Bern

BERGOLD, J. UND THOMAS, S. (2012).

Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(1), Art. 30. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201302>, abgerufen am 19.09.2016

BERGOLD, J. UND THOMAS, S. (2010).

Partizipative Forschung. In: Mey, G. und Mruck, K. (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 333–344). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

BMFSFJ (1990).

8. Deutscher Bundestag: Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Drucksache 11/6576. Bonn

FLEMING, J. (2011).

Young People's Involvement in Research: Still a Long Way to Go? *Qualitative Social Work* Vol. 10 (S. 207–223)

GROUNDWATER-SMITH, S., DOCKETT, S. UND BOTTRELL, D. (2015).

Participatory Research with Children and Young People. London: SAGE

HARDING, R., WHITFIELD, G. UND STILLWELL, N. (2010).

Service users as peer research interviewers: why bother? In: Greener, Holder, Kilkey (Hrsg.), *Social policy review 22, Analysis and debate in social policy* (S. 317–335)

HAGEMANN-WHITE, C. (2016).

Grundbegriffe und Fragen der Ethik bei der Forschung über Gewalt im Geschlechterverhältnis. In C. Helfferich, B. Kavemann und H. Kindler (Hrsg.), *Forschungsmanual Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt* (S. 13–31). Wiesbaden: Springer VS

HOLLAND, S. ET AL. (2010).

Power, agency and participatory agendas: A critical exploration of young people's engagement in participative qualitative research. In: *Childhood*, 17. Jg., H. 3 (S. 360–375)

INTERNATIONAL COLLABORATION FOR PARTICIPATORY HEALTH RESEARCH (2013).

Position Paper No. 1: What is Participatory Health Research? Verfügbar unter: http://www.icphr.org/uploads/2/0/3/9/20399575/ichpr_position_paper_1_defintion_-_version_may_2013.pdf, abgerufen am 19.01.2017

LUSHEY, C. J./ MUNRO, E. R. (2014).

Participatory peer research methodology: An effective method for obtaining young people's perspective on transitions from care to adulthood. *Qualitative Social Work* (S. 1–16)

SANDERS, J. UND MUNFORD, R. (2002).

Activity and Reflection. Research and Change with Diverse Groups of Young People. *Qualitative Social Work*. Vol. 4(2) (S. 197–209)

SPYROU, S. (2011).

The limits of children's voices. From authenticity to critical, reflexive representation. *Childhood*, 18(2) (S. 151–165)

UNGER, HELLA VON (2014).

Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS

UNGER, HELLA VON, BLOCK, MARTINA UND WRIGHT, MICHAEL T. (2007).

Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum: zur Geschichte und Aktualität eines kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht. Berlin (Discussion Papers / Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) <http://hdl.handle.net/10419/47408>

WOLFF, M. UND HARTIG, S. (2013).

Gelungende Beteiligung in der Heimerziehung. Ein Werkbuch für Jugendliche und ihre BetreuerInnen. Weinheim und Basel.